

Ilona Nord

Lube und andere Grausamkeiten

I. Aus dem Tagebuch einer Kinogängerin

Freitag, 13. Januar 1995, 20.00 Uhr

Schier vor Langeweile gähmend sehe ich zum 53. Mal die Reklame an, in der ein gieriger Weichling vor seiner Frau auf den Knien rutscht und ihre Worte auf Befehl wiederholt: „Ich finde dich wunderschön.“ - Er will ein Eis.

Auch eine eingefleischte Eisesserin wie ich kann in solchen Momenten zur militanten Schölller-Feindin werden. Aber dann geht die Vorstellung los: „Der bewegte Mann“. Die Situation könnte eindeutiger nicht sein. Doro (Katja Riemann) erwischt ihren Freund Axel (Til Schweiger) in flagranti beim Seitensprung. Die Folge: Doro schmeißt Axel aus der gemeinsamen Wohnung. Der schöne junge Frauenheld steht allein auf der Straße. Er landet schließlich auf einer ausgeflippten Schwulenparty, wo er Norbert (Joachim Krol) kennenlernt und Waltraud und all die anderen. Axel, ein Hetero, allein unter Schwulen.

Sönke Wortmanns Film, basierend auf zwei Comics von Ralf König, bringt sie zusammen auf die Bühne der Komödie: Die effeminierten Schwulen und die Macho-Schwulen, die Schwulen und die Heteros, die Männer und die Frauen. Dabei gibt es kaum eine Grenzüberschreitung. Es wird bald klar, daß Axel, der Hetero-Parsifal, keine bisexuellen Neigungen bei sich entdeckt. Er liebt die Frauen und Doro, die, wie sich herausstellt, von ihm schwanger ist. Dennoch steht die Freundschaft zwischen Norbert und Axel im Mittelpunkt des Films. Der schüchterne Norbert, der Vegetarier ist, wird dem Publikum dabei am liebsten. Als Axel in persönlicher Verstrickung und Planlosigkeit außer Gefecht gesetzt ist, fährt so auch Norbert mit Doro ins Krankenhaus, als bei ihr die Wehen einsetzen. Obwohl Norbert kein Blut sehen kann, harrt er im Kreißsaal bei der Geburt von Axels Kind aus. Später macht er, von der Geburt völlig geschafft, Axel auf dem Balkon des Krankenhauses klar, daß dieser jetzt Vater zu sein hat.

Wärme, Sehnsucht und die Angst vor Verlust lassen emotionale Schwingungen in diesem Film aufkommen. Norbert ist der Freund, den man und frau sich wünschen (Schifferle, 1994, 38).

Sonntag, 12. Februar 1995, 20.30 Uhr

Wir sitzen im Kino. Der neue Film von Doris Dörrie ist angelaufen. Mann sagt, ihr bester Film war „Männer“. Jetzt warten wir auf ihr neues Werk: „Keiner liebt mich“.

„Maria Schrader ... spielt Fanny Fink, eine forsche, hübsche 29jährige mit Tor-schlußpanik. 'Ich würd' mich auch nicht in mich verlieben, wenn ich Sie wäre',

rotzt sie in die Kamera des Partnervermittlungsinstituts, daß die Skeletthorringe nur so klappern. Diese gruseligen Dinger trägt Fanny auch bei der Arbeit, wenn sie, ansonsten nett und adrett, am Flughafen Leibesvisitationen vornimmt. Denn Fanny beschäftigt sich in ihrer vielen freien Zeit mit der Kunst des Sterbens. Wenn sie nicht gerade in ihrer geschmackvoll durchgestylten Wohnung in einem häßlichen Kölner Hochhaus lesend eine Tütensuppe löffelt, sehen wir sie im Volkshochschulkurs für 'selbstbestimmtes Sterben' beim Meditieren über die Vergänglichkeit des Körpers oder beim Basteln des eigenen Sargs. Das Prunkstück, natürlich in Schwarz und gut gepolstert, ziert bald ihr Wohnzimmer, wird freudig eingeweiht und ändert an der Liebes- und Lebenssehnsucht der Fanny Fink doch nicht das Geringste. Wo bleibt der Mann ihres Lebens? Diese Frage quält Fanny so sehr, daß sie eines Tages wildentschlossen gegenüber bei dem Hellseher und Chiromanten Orfeo de Altamar klingelt. Dem Schwarzen mit Skelettbemalung war sie im Aufzug begegnet, als dieser steckenblieb, sich aber durch Orfeos Beschwörungstanz wieder umstimmen ließ. Orfeo, ... verkörpert von Pierre Sanoussi-Bliss, befragt augenrollend Knöchelchen und sieht den großen Blondinen mit dem schwarzen Auto und die Zahl 23.

Daß ausgerechnet der Schnösel Lothar Sticker (Michael von Au), seines Zeichens neuer Verwalter des Hochhauses, der für sie Bestimmte sein soll, bremst Fanny nicht. Sie ergreift die Initiative, verliebt sich und bleibt dran, auch als Lothar sich stur zeigt. Während sich die Verwicklungen immer mehr verwickeln, Lust und Frust der Fanny Fink vor der grotesken Kulisse dieses Hauses, im Chaos typischer Großstadt-Anonymität, von Pointe zu Pointe getrieben werden, wächst leise, aber stetig die Freundschaft zwischen Fanny und Orfeo.

Das Ende des Films gehört (beinahe) ganz den beiden. Weil Orfeo todkrank ist, ohne Geld, aus seiner Wohnung rausgeflogen, machen sie sich in Fannys Bleibe eine gute, letzte Zeit. Sie löffeln ihre Suppe mit den fiesen fetten Fotoaugen (Lothar Stickers, I.N.) drauf und ertränken den Rest ihres Liebeskummers in Champagner. Weil der Sex zwischen ihnen keine Rolle spielt, schließlich ist ... Orfeo schwul, entsteht Platz für die Liebe. Es ist Liebe mit einem U: 'Ich lube dich', buchstabiert Orfeo, was ihm Fanny auf den Rücken schreibt. Und diese Lube erscheint, im Angesicht des Todes, als das einzig Wahre.“ (Greuner, 1995, 28 f.)

Sonntag, 5. März 1995, 20.15 Uhr

Durch eine Beziehungsdiskussion ein wenig zermürbt, aber auch erleichtert, erreichen wir um 20.30 Uhr das Kino. Wir freuen uns auf „Unidentified Human Remains and the True Nature of Love“. Der Kanadier Denys Arcand hat ein Theaterstück von Brad Fraser verfilmt.

„Wo sind sie alle geblieben? Warum ist das Leben so sonderbar? Warum sind alle so gelangweilt?“, heißen die ersten Fragen Davids. 'Must be my age !' lautet die

Antwort, gewollt doppeldeutig ... Der schöne David steht im Mittelpunkt einer Gruppe von sieben Personen von siebzehn bis Ende zwanzig ... irgendwo in einer nordamerikanischen Metropole, ohne Familie, ohne Sozialstruktur, ohne feste Arbeit. David, Ex-Schauspieler und Ex-TV-Serienstar, ein Zyniker, findet ein Leben als Kellner künstlerisch befriedigender. Mit Candy, Freelance-Literatur-Kritikerin bei irgendeinem Magazin, teilt er Apartment und eine frühere kurze Affäre.

David ist gerade in die Stadt seiner Kindheit zurückgekehrt, aber nur wenige sind geblieben. Bernie, sein Jugendfreund, ist Beamter, unzufrieden, unberechenbar, mit wachsendem Aggressionspotential; die Kindfrau Benita, das esoterische Element, ist eine Domina mit dem zweiten Gesicht, David verbringt seine Nächte im Schwulencub; Candy ist auf der Suche nach der großen Liebe. Zum harten Viererkern stoßen die vorübergehenden Liebschaften, Robert, der Barkeeper, die Lehrerin Jerri und Kane, Davids kleiner Kollege aus reichem Elternhaus ...“ (Feldvoß, 1995,33)

Während David für sich feststellen kann, daß allein der Fernseher Kontinuität in seinem Leben vermittelt, hält Candy an der Suche nach der großen Liebe fest. Ihr Rendezvous mit einem Mann scheitert; vielleicht verspricht die lesbische Liebe mehr? David kommentiert die gemeinsame Beziehung mit Candy so oder so ähnlich: ‘Mich liebst du, weil das so schön ungefährlich ist’. Aber das ist nicht alles, der Film endet mit einer Liebesszene der dritten Art. Kane und Candy haben David davon überzeugt, daß er die Schauspielerkarriere wiederaufnimmt. Sie begleiten ihn zum Vorstellungstermin. Bevor er durch die Tür ins Filmstudio verschwindet, gesteht er beiden: ‘Ich liebe euch’.

„Arcand hat das Theaterstück, das in einer Art Sprechgesang alle Schauspieler auf der Bühne vereint, in einzelne Szenen aufgeteilt, in Streifzüge von einem zum anderen, Short Cuts, unterbrochen von nächtlichen Schocks; ein sadistischer Frauenmörder geht um. Aber es geht nicht um die Entlarvung des Mörders, sondern um die Trostlosigkeit dieses Lebens im Wasteland einer amerikanischen Großstadt zwischen Autobahnkreuzen, Hochhäusern, verlassen Straßen, Betonwüste, die von einer harten grünen Beleuchtung zusätzlich entwirklicht wird.“ (Feldvoß, 1995, 33)

II. Betrachtungen in der Werkstatt einer Amorforscherin

Es ist offensichtlich, die Verhältnisse sind verwickelt und die Bilder gelingender Beziehungen verwickelt. In diesem Zusammenhang ließe sich die Liste mit Kinofilmen, die gegenwärtig schwule und lesbische Lebensführungen thematisch aufgreifen, fortsetzen. Auch der kubanische Film „fresa y chocolate“ oder der französische Film „Die Detektivin“ veranschaulichen: Schwule (und lesbische) Liebe und Lebensführung haben Konjunktur. Im Kino boomt der Blick auf die Vielfalt von Beziehungskonstellationen. Heteros, Heteras, Schwule und Lesben tref-

fen aufeinander. Aber, was man und frau erwarten könnte, tritt nicht ein: Wir werden nicht plötzlich alle bi. Warum eigentlich nicht? Wäre doch vielleicht ganz erfrischend? Statt dessen bleiben die Grenzen der sexuellen Orientierungen erhalten.

Auf der Leinwand lernen wir selbstbewußte, attraktive, sensible und sozialkritische Schwule und Lesben kennen. Sie leisten teilweise Beziehungsarbeit an den desorientierten und desorganisierten Heteros und Heteras: Norbert hilft Axel durch die Krise mit Doro, und Norbert hilft Doro bei der Geburt; Orfeo hilft Fanny durch die Einsamkeit ihres Single-Daseins; David hilft Candy über die aussichtslosen Rendezvous mit Robert und mit Jerri hinweg. Sex bleibt zwar außerhalb dieser Freundschaften, dafür finden Doro, Fanny und Candy bei ihren schwulen Freunden aber das, was sie bei den Heteros vergeblich gesucht hatten.

Natürlich gehen auch Norbert, Orfeo und David nicht leer aus in diesen Beziehungen, aber sie wirken so, als wenn sie ihr Leben souveräner zu meistern verstünden, als wenn sie schon länger Übung mit einem Leben in sich individualisierenden Verhältnissen hätten. Selbstverständlich wird in den Kinofilmen auch mit dem Reiz des Anderen an den schwulen Leinwandhelden gespielt.

Die Schwulen erscheinen als die neue peer-group einer postmodernen städtischen Existenzweise. Ihre gestylten Wohnungen, die Arbeitsstellen im Dienstleistungsbereich gehobener Mittelschicht, eine weitgehend selbstbestimmte Lebensführung ohne festen Partner und ohne Kinder, dabei konsumfreudig wie kulturell aufgeschlossen, sind sie ideales Clientel für großstädtische Lebenswelten.

Gleichzeitig sind in alle drei Kinostreifen Szenen verwoben, die uns das Chaos und die alltäglichen Grausamkeiten in den heterosexuellen Beziehungen vor Augen führen. Axel ist von Bindungsangst bestimmt; Doro wünscht sich eine monogame Beziehung, in die Axel aber nicht einwilligen kann; Fanny und Lothar hindern ihre inkompatiblen Bedürfnisstrukturen, ein Paar zu werden, obwohl sich beide dies mehr als alles andere wünschen; Candy versucht's mal mit Jerri in einer lesbischen Beziehung, mal mit Robert in einer heterosexuellen Beziehung, um sich schließlich einzugestehen, daß sie David liebt; der lebt nun wieder schwul. Die Sehnsucht nach Paarbeziehungen ist groß, gleichzeitig sind die Paarbeziehungen hohen Erwartungen und Erfolgsdruck ausgesetzt. Ihre Fragilität ist unübersehbar.

Das Nebeneinander von schwulen (und lesbischen) Lebensführungen und heterosexuellen Lebensgemeinschaften wirkt auf Cineasten und Cineastinnen ansprechend und enthält gewisse lebenspraktische Orientierungshilfen. Dabei ist bemerkenswert auffällig, daß keiner der drei Kinofilme schwule oder lesbische Lebensgemeinschaften selbst zum Thema hat bzw. eine schwule oder lesbische Lebensgemeinschaft als Modell gelingender Lebensführung zur Darstellung bringt.

Exkurs

Die Identität von Lesben und ihre Lebensführungen treten kaum ins Licht der cineastischen Öffentlichkeit. Vermutlich ist die gesellschaftliche Akzeptanz von lesbischen Lebensführungen durch die Verquickung von Frauen- und Mutterrolle in unserem gesellschaftlichen Leben eingeschränkter als die von schwulen Lebensführungen. Eine selbstbestimmte lesbische Lebensführung, so könnte argumentiert werden, entzieht sich der gesellschaftlich zugeschriebenen und aufgegebenen Verantwortung, die eine Frau zu tragen hat, das heißt die Mutterrolle zu erfüllen. Die Mutterrolle war und ist eine Form der Sozialisation von Frauen, die ihre Lebensgestaltungen normierte und normiert. Die Möglichkeit, sich der Mutterrolle bewußt und gewollt zu entziehen, affrontiert das traditionelle Wertgefüge unserer Gesellschaft erheblich. Darum ist Entrüstung zu hören: Sollten die Selbstbestimmungsrechte in unserer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft nun soweit gehen, daß Frauen aus der Partikularität ihrer Existenzweise heraus frei entscheiden dürfen, ob sie gebären oder nicht? Nicht nur Ministerin Claudia Nolte sagt hierzu Nein. Nebenbei gesagt trifft diese Argumentation die Lebenseinstellungen von Lesben nicht allgemeingültig, denn Frauen und so auch Lesben sind zum Thema Mutterschaft nicht einer Meinung. Exkurs Ende.

III. Zwei Thesen

- 1) Mitte der 90er Jahre ist schwule Liebe als Phänomen individueller Lebensführung anerkannt.
- 2) Am Konfliktfeld schwule bzw. lesbische Lebensgemeinschaften und Ehe bzw. Familie läßt sich das Ringen um tragfähige Sozialisationsformen in unserer Gesellschaft erkennen.

Zu 1) Als ein möglicher und, wie ich glaube, weitverbreiteter Ansatz, die gegenwärtig wachsende Anerkennung schwuler Lebensführung zu begreifen, will ich Trutz Rendtorffs Einschätzung vorstellen. Er formuliert seine Überlegungen im Rahmen der im kirchlichen Bereich geführten Diskussion um gleichgeschlechtliche Lebensführungen und Pfarrberuf:

„Die Forderung nach Anerkennung der Homosexualität als einer eigenständigen Ausprägung humaner Sexualität ... zieht ihre Gründe aus dem Prinzip der freien Selbstbestimmung und gründet inhaltlich auf dem Grundkonsens der Anerkennung der vorstaatlichen Menschenwürde als dem originären und insofern natürlichen Rechtstitel des Menschen.“ (Rendtorff, 1994, 191)

Im Anschluß an Rendtorff interpretiere ich: Ein steigendes Maß an Selbstbestimmung in modernen Lebenswelten - besonders im großstädtischen Bereich - ermöglicht die aktuelle Diskussion um Anerkennung von schwuler (und durch sie

vermittelt ansatzweise auch) lesbischer Sexualität. Rendtorff entwickelt weiter: Selbstbestimmung als Grundstock jedes Individualisierungsprozesses sei Grundkonsens. Dieser Grundkonsens sei inhaltlich nicht gefüllt, denn über die materialen Gehalte der Selbstbestimmung solle nur der Mensch selbst befinden, nicht staatliche, rechtliche oder gesellschaftliche Instanzen. Übertragen auf das Diskussionsfeld 'Anerkennung von schwuler und lesbischer Lebensführung' verlaufe die Konkretion von Selbstbestimmung als dem Handlungskern von Menschenwürde und Menschenrecht über den Begriff der Sexualität. Sexualität erscheine dabei als Inbegriff des individuellen Selbstverständnisses. Darum sei es durchaus konsequent, wenn in der Debatte um die Homosexualität die Forderung nach einer positiven Wertung freier Gestaltung und Praktizierung von Sexualität überhaupt eine hervorragende Rolle spiele. Das Ziel der gesellschaftlichen Umbewertung gleichgeschlechtlicher Lebensführungen, die derzeit begonnen habe, sei die Überwindung der Diskriminierung und das Geltenlassen der Andersartigkeit. Aber, so spezifiziert Rendtorff:

„Die Dimension der Umbewertung homosexuell geneigter Personen liegt vor dem Konflikt von Homosexualität und Ehe. Sie muß keineswegs notwendig zu diesem Konflikt führen, wenn und sofern die Anerkennung der Menschenwürde der Person als solcher über den Grundsatz hinaus nicht mit abstrakten Allgemeinheitsansprüchen ausgestattet ist, sondern der Lebenspraxis individueller Personen gilt.“ (Rendtorff, 1994, 193)

Der Rekurs auf das sexuelle Selbstbestimmungsrecht als Menschenrecht wird von Rendtorff mit der Einschränkung auf die Anerkennung der Lebenspraxis individueller Personen versehen. Abstrakte Allgemeinheitsansprüche sollen nicht aus der Anerkennung schwuler und lesbischer Lebensführungen ableitbar sein. Mit dieser Position liegt Rendtorff im Trend der dargebotenen Kinokultur. Auch dort treten Schwule und Lesben in ihrer Individualität ins Licht der Öffentlichkeit. Von hier aus hat Rendtorffs Rekurs auf das Selbstbestimmungsrecht als Menschenrecht so auch seine Wirkung: Er holt die Wirklichkeit 'gleichsam' ethisch ein. Selbstbestimmung ist ein gewichtiger Teil der individuellen Lebensgestaltung. Damit erweist sich Rendtorffs Ethik einmal mehr als eine Ethik für Entscheidungsträger/innen (vgl. Natrup, 1986). Auch in den Kirchen als Arbeitgeberinnen ist dieser Standard bereits erreicht: Eine Diskriminierung aus Gründen der sexuellen Orientierung wird ethisch zunehmend inakzeptabel.

In dieser westeuropäisch-menschenrechtlich begründeten Anerkennung schwuler und lesbischer Lebensführungen, die in der Zeit des sogenannten Individualisierungsschubs noch einmal zusätzliche Plausibilität erhält, kommt m.E. gleichzeitig ein Argument repressiver Wirkung zur Geltung: Im Rahmen des Menschenrechtsgedankens dieser Prägung werden Schwule und Lesben zwar einerseits in ihrer individuellen Existenz akzeptiert, die sozial verantwortete Dimension ihrer Lebensformen wird andererseits jedoch bestritten. Der Geltungsbereich des Selbstbestimmungsrechts ist auf die Privatsphäre festgelegt, ihr zu-

geordnet wird auch der Bereich der Sexualität. Freilich bleibt es zu begrüßen, daß die Möglichkeiten schwuler und lesbischer Lebensführungen sich vergrößern und der Rekurs auf die Menschenrechte dabei geholfen hat. Diese Inanspruchnahme der Menschenrechte läßt jedoch ein wesentliches Element ihrer Formulierung aus:

„Der letzte Wert, die Brüderlichkeit der französischen Revolutions-Trilogie, tut sich am schwersten. Wenn Freiheit und Gleichheit um den Vorrang streiten, bleibt sie leicht auf der Strecke. Ähnliches gilt für Solidarität, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts an die Stelle von 'Brüderlichkeit' getreten ist.“ (Spiegel, 1979, 132)

Einzuklagen bleibt im Duktus der so begründeten Diskussion das dritte Element der Trias Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es wird gewiß adäquater mit Partizipation und wie Du, Yorick, ausgeführt hast, mit Solidarität, ausgedrückt werden. In der oben genannten Lesart der Menschenrechte bleibt das Element des Rechts auf Partizipation am und Solidarität im gesellschaftlichen Leben jedenfalls ausgeblendet. Rendtorff will allein die Lebenspraxis individueller Personen anerkennen.

Die geschichtliche Erfahrung der Verfolgungen und der Morde, besonders an Schwulen, aber auch an Lesben, im Nationalsozialismus sowie ihre bis heute andauernde Diskriminierung verlangt menschenrechtlich begründet die Anerkennung je eigener Vergemeinschaftungsformen und unser solidarisches Eintreten für die Ermöglichung gleichberechtigterer und freierer Lebensgestaltungsmöglichkeiten. Hierzu gehört auch die Anerkennung von schwulen und lesbischen Lebensgemeinschaften als sozial verantwortete Gestalt menschlicher Beziehungsführung mit gesellschaftlichem Wert. Das Recht auf Partizipation einzuklagen bedeutet so m. E. ebenfalls, daß die schöpferische kulturschaffende Kraft schwuler und lesbischer Lebensführungen und Lebensgemeinschaften eine angemessene gesellschaftliche Anerkennung gewinnt.

Zu 2) Rendtorff sieht, daß die Diskussionen um das Recht auf Eheschließung und auf Adoption wie auch die innerhalb der Kirchen geführte Diskussion um eine mögliche Segnung schwuler und lesbischer Lebensgemeinschaften weit über die Forderung der Anerkennung der sexuellen Selbstbestimmung hinausgeht. Eine volle, und das heißt auch juristische Konsequenzen zeitigende öffentliche Anerkennung schwuler und lesbischer Lebensführungen könnte gesellschaftlich weitreichende Impulse setzen. Ihnen will er freilich nicht zustimmen:

„Warum dieser Zug der Debatte zur öffentlich-rechtlichen und öffentlich-kirchlichen Institutionalisierung homosexueller Partnerschaften? Was die rechtliche Sphäre angeht, so gibt es in der Tat eine Reihe von praktischen Problemen, in denen nichtvorhandene Rechtstitel zu individuellen Lebenskonflikten führen können.

Das gilt vom Sozialrecht über das Mietrecht bis zu personenrechtlichen Ansprüchen etwa gegenüber Ärzten und Krankenhäusern. Da homosexuelle Lebensgemeinschaften keine Rechtsverhältnisse begründen, können solche Konflikte nur zivilrechtlich über entsprechende Verträge, beurkundete Absprachen und Vollmachten präventiv gelöst werden. Das wäre allerdings auch der freien Selbstbestimmung zu solchen Lebensgemeinschaften gemäß ... Die Ansprüche gehen darüber hinaus. Soweit ich die Entwicklung überblicke und die Auseinandersetzung zu verfolgen vermag, kommt es zur Ausweitung der Anerkennung homosexueller Lebensweise auf ihre quasi-institutionelle Gleichbehandlung mit der Ehe hin an dem Punkte, an dem Selbstbestimmung als Kategorie der Freiheit zu individueller Lebensführung ihre offene Flanke hat. Selbstbestimmung als Selbstverwirklichung kann sich nicht durch sich selbst und für sich selbst vollziehen. Sie ist auf andere angewiesen, nicht nur auf Menschen, sondern auch auf überindividuelle Güter. Selbstbestimmung soll als allgemeines Gut gelten, als Grundmaß aller Sozialverhältnisse. Die Forderung, homosexuellen Partnerschaften den Status einer rechtlich und kirchlich anerkannten Institution zuzuerkennen - denn darauf läuft es ja hinaus, wenn das Recht und die Kirche nicht nur als individualistisch verwertbare Serviceeinrichtungen in Anspruch genommen werden sollen - hat insofern eine überindividuelle Bedeutung: Die Anerkennung homosexueller Partnerschaften als allgemeines Gut, als gleichrangige, insofern überindividuell gültige und institutionsfähige Gemeinschaftsform in Konkurrenz zum Gemeinschaftsgut der Ehe. In diesem Überschritt sind aber nicht mehr allein die der Achtung und offenen Zuwendung der Annahme bedürftigen und würdigen homosexuellen Personen die Betroffenen. Das betrifft vielmehr genauso und mit voller Konsequenz auch die Ehe, ihr Verständnis und ihre Gültigkeit.“ (Rendtorff, 1994, 194f.)

Rendtorff greift in seiner Argumentation das mögliche Gegeneinander des Rechts auf Selbstbestimmung und der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft auf. Getreu seiner Vorstellung einer aller gesellschaftlichen und kirchlichen Existenz vorangehenden Institution der Freiheit kann er ohne Konflikte Schwule und Lesben in ihrer Individualität anerkennen und eine öffentlich-juristische und öffentlich-kirchliche Gleichstellung von schwulen und lesbischen Lebensgemeinschaften mit der Ehe dagegen für ausgeschlossen halten. 'Homosexualität' als solche soll keine überindividuelle Bedeutung zugewiesen werden, denn schwule und lesbische Lebensgemeinschaften würden damit als überindividuell gültige und institutionsfähige Gemeinschaftsformen anerkannt.

Warum, so fragt man und frau sich doch, kann neben Ehe und Familie nicht eine rechtlich verbriefte, andere Form von Lebensgemeinschaft existieren, die dazu allein von einer Minderheit unseres gesellschaftlichen Lebens als Möglichkeit gewählt würde? Worin gründet die ethische Urteilsbildung, daß schwule und lesbische Lebensgemeinschaften keine überindividuell gültigen und institutionsfähigen Gemeinschaftsformen sind? Haben schwule und lesbische Lebensgemein-

schaften keine ihre persönlichen Beziehungen transzendierenden Potentialitäten und Aktualitäten? Und psychologisch gegen Rendtorff formuliert: Was macht die Bedrohung aus, die diese Denkmöglichkeit verunmöglicht, wenn man und frau einmal die gesellschaftlichen Vorurteile und Images gedanklich versucht zu überwinden?

Im Hintergrund der ethischen Urteilsbildung steht selbstverständlich die hohe Einschätzung der gesellschaftlichen Bedeutung von Ehe und Familie. Rendtorff formuliert dementsprechend:

„Der Grundkonsens über die vorrangige Bedeutung der Ehe für die Ausbildung menschlicher Sozialität ist als theologische Auslegung einer Grunderfahrung der *conditio humana* zu lesen. Diese Erfahrung besagt, daß der dauerhafte Bestand von Humanität in die bewußt zu gestaltende Verantwortung der Menschen als Mann und Frau gelegt ist, eine Verantwortung, die nicht durch biologische, und insofern natürliche Anlagen eindeutig determiniert ist, sondern der Pflege und Kultur in ihrer spezifisch humanen Bildung zuzurechnen ist.“ (Rendtorff, 1994, 191)

Drei Gedanken in dieser Diskussionsvorlage möchte ich nachgehen:

1. Die vorrangige Bedeutung der Ehe für die Ausbildung der menschlichen Sozialität basiert auf der Erfahrung, daß in der bewußt zu gestaltenden Verantwortung der Menschen als Mann und Frau Menschen gebildet werden. Hier wird nicht, so lohnt es festzuhalten, von dem Menschen in der Gestalt von Mann und Frau gesprochen. Dies gibt zu erkennen, daß die monistische Sichtweise des Menschen als bipolar angelegte Sphinx - will sagen nur die Kombination Mann mit Frau und Frau mit Mann repräsentiert den vollen Menschen - nicht unterstützt wird. Mann und Frau sind demgegenüber in ihrer jeweiligen Gestalt als Einzelne in vollem Sinne Mensch.

Von dieser Grundlage aus läßt sich m. E. folgerichtig schließen, daß die Wahl einer schwulen oder lesbischen Lebensgemeinschaft oder einer heterosexuellen Lebensgemeinschaft nicht in prinzipiellem Widerspruch zur *conditio humana* stehen kann. Daher wird auch von der Grunderfahrung der *conditio humana* gesprochen. Da wir bisher keine Erfahrungen mit schwulen und lesbischen Lebensgemeinschaften als gesellschaftlich anerkannte Lebensgemeinschaften haben, ist dies auch nachvollziehbar. Einzuwenden bleibt jedoch, daß das Argument der traditionsreichen Grunderfahrung heute seine Tragfähigkeit zur Anerkennung der vorrangigen Bedeutung der Ehe zunehmend einbüßt. Das Chaos in und die Fragilität von ehelichen Lebensgemeinschaften hat bereits die beginnende bürgerlich-rechtliche Gleichstellung von nicht in einer Ehe lebenden Paaren erwirkt. Der sogenannte Grundkonsens steht damit zur Debatte.

2. Rendtorff betont, daß die vorrangige Bedeutung der Ehe für die Ausbildung der menschlichen Sozialität nicht durch biologische Anlagen eindeutig determi-

niert ist. Damit lehnt er jede Theoriebildung ab, die gesellschaftliche Sozialisationsprozesse biologisch verankern will und damit in die Nähe einer nationalsozialistischen Blut- und Bodentheorie gelangt. Hinter diese Einsicht kann nicht mehr zurückgegangen werden.

3. Die Verantwortung zur Ausbildung menschlicher Sozialität wird mit der Pflege und Kultur in ihrer spezifisch humanen Bildung charakterisiert. Diese Formulierung läßt nähere Konkretionen aus. Aus dem Kontext lassen sie sich jedoch erschließen:

„Die Ehe als Institution des Gemeinwesens ermöglicht erst die Gemeinschaftsfähigkeit der Sexualität und bindet sie an die Lebensform Familie, der Generationen und der daraus möglich werdenden humanen und letztlich auch politischen Kultur.“ (Rendtorff, 1994, 198)

Die sozialisierende Bedeutung der Familie scheint unüberbietbar. Gleichzeitig werden die zunehmenden Konfliktlagen innerfamiliären Lebens sensibel wahrgenommen. Diese Sensibilität führt bisweilen zu der These, daß die Reproduktion unserer Gesellschaft vom Gedeihen der Familien abhängt. Die Familie erhebt als 'Keimzelle' der Gesellschaft Geltungsanspruch. Nehmen wir für einen kurzen Moment einen Perspektivwechsel zu den Lebenslagen von Schwulen und Lesben ein: Der Lebensraum Familie ist für viele Schwule und Lesben, die in einer Situation gesellschaftlicher Diskriminierung leben, überaus konfliktreich, wenn nicht gar verschlossen. Im schlimmsten Fall sind lebenslanges Verdecken der persönlichen Orientierung der einzige Weg, den Kontakt zur Familie aufrechtzuerhalten. Für die Lebenswelten von Schwulen und Lesben sind Familien demgemäß weniger einflußreiche sozialisierende Instanzen als in den Lebenswelten von heterosexuell orientierten Menschen. Besonders im Übergang von der Kindheit zum jugendlichen und erwachsenen Leben wird von Schwulen und Lesben die Erfahrung von Solidarität, Nähe, Treue und intensiven Auseinandersetzungen weitaus öfter in Freundschaften gemacht als in Familien. Darüber hinaus sind Schwule und Lesben in unserer Gesellschaft zur Gründung von Familien bisher nicht autorisiert. Schwule und lesbische Paare können (zumindest bis jetzt) keine Kinder zeugen. Aus einer auf die Familie zentrierten Sichtweise werden Schwule und Lesben in ihrer Lebensführung auf die Rolle von Kindern festgelegt.

Unser gesellschaftliches Leben hat, so wird an den Lebensgeschichten von Schwulen und Lesben explizit deutlich, neben dem Lebensbereich Familie noch weitere Formen wertvoller Vergesellschaftung ausgebildet. Daß das Familienleben eine ebenfalls existentielle Bedeutung für die Welt von Erwachsenen wie für die Prägung der frühkindlichen Sozialisation hat, soll dabei nicht bestritten werden. Daß gegenwärtig die Ehe und die Familie jedoch als die vorrangige und auch als die einzige Form sozial verantworteter Lebensgemeinschaften diskutiert wird, weist zurück auf eine reduzierte Wahrnehmung unserer sozialen Wirklichkeit nach fa-

miliären Mustern. Wie tief diese Wahrnehmungsmuster reichen, hat für mich Mario Erdheim einleuchtend dargestellt. In seinem Vortrag „Zur Problematik der Images von Familie und Kultur“ hat Erdheim (1991) auf psychoanalytische Schwierigkeiten mit dem Kulturbegriff hingewiesen. Seiner These zufolge war die entscheidende Schwäche der psychoanalytischen Sozialpsychologie ihre Tendenz, soziales Geschehen auf familiäres zu reduzieren. Zwei in der Psychoanalyse liegende Annahmen seien es, die zu einer Reduktion auf die Familie verleiten: Der Determinismus der frühen Kindheit und der Mangel an einer Theorie der Kultur. Freuds Annahme, daß die sozialpsychologische Entwicklung in einem zweizeitigen Schritt verlaufe, sei in der Freud-Rezeption wie auch in Freuds eigenem Alterswerk kaum mehr von Bedeutung gewesen. Die frühkindliche Entwicklung erhielt das Schwergewicht des Forschungsinteresses, die Adoleszenz trat in ihrer sozialpsychologischen Bedeutung zurück. Dementsprechend konnte zum Beispiel das Spiel zwischen Mutter und Kind als Kern des kulturellen Erlebens bezeichnet werden. Erdheim kommentiert:

„Impliziert wird immer, Kultur sei etwas Vertrautes, was in der Intimität zwischen Mutter und Kind seinen Anfang nimmt. Auf diese Weise geht der Psychoanalyse mit der Zweizeitigkeit der Sexualität auch der Unterschied zwischen Familie und Kultur verloren.“ (Erdheim, 1991, 158 f.)

Diese Sichtweise ist es m. E. nun auch, die die Diskussion um die Anerkennung von schwulen und lesbischen Lebensgemeinschaften bestimmt. Gilt die Ehe und die Familie als Keimzelle der Kultur, ist der Blick versperrt auf die in unserer Gesellschaft außerhalb von Familien gelebten Beziehungen, Freundschaften wie Arbeitskollegien, die wesentliche psychosoziale Bindungsstrukturen unserer Lebenswelten repräsentieren. Dadurch, daß der Unterschied zwischen Familie und Kultur nivelliert wird, die Gesellschaft zur quasi-Familie wird, erhält die Familie uneingeschränkte Bedeutung. Die Forderung nach Gleichstellung von schwulen und lesbischen wie heterosexuellen nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit der Ehe kann in dieser Wahrnehmung als Generalangriff auf die gesellschaftliche Konstitution begriffen werden. Will man und frau so weit nicht gehen, wird von der Forderung nach Anerkennung in Konkurrenz zum Gemeinschaftsgut der Ehe gesprochen. An dieser Formulierung wird deutlich, daß die Anerkennung des Anderen in Gleichheit, in diesem Falle zentriert auf die Anerkennung schwuler und lesbischer Lebensgemeinschaften, über den Konkurrenzgedanken ausgeschlossen wird.

Die Individualisierungsdebatte, wie sie von den Diskussionen um die sogenannte Postmoderne entfacht wurde, hat den chaotisierenden Effekt berufsorientierter Biographien für eheliche und kleinfamiliale Strukturen ins Licht der Betrachtung gerückt. Sie hat die Freisetzung des Individuums aus moralischen Festlegungen

gerade auch für die Biographien von Frauen positiv hervorgehoben. Für Schwule und Lesben hat dieser Prozeß ebenfalls Freiräume für die Lebensgestaltung ermöglicht. Die Diskussion hat aber auch auf die Risiken einer sich ausdifferenzierenden und individualisierenden Gesellschaft, wie sie sich gerade für das Familienleben ergeben, aufmerksam gemacht. Dabei ist immer wieder die Rede gewesen von dem Gegeneinander des Wunsches nach verbindlichen Partnerschaften und Familienleben und der Verunmöglichung eines familiären Lebens z. B. durch die steigenden Anforderungen des Arbeitsmarkts an die persönliche Lebensführung. Der Gedanke, daß die Bilder und damit die Wünsche an die eigene Lebensführung selbst in Fluß kommen müssen, kam dabei kaum auf. Zumindest für die Diskussion um die „Risikogesellschaft“ glaube ich sagen zu können, daß in ihr die Gefahr besteht, den Mythos des gelingenden Lebens in Ehe und Familie ungebroschen fortzuschreiben. Gefragt ist so m. E. eine Theorie der Kultur, die sich von der omnipotenten Bedeutung der Lebenswelt Familie befreit und das Reservoir sozialer und individueller Lebensgestaltungen ethisch angemessen begreift.

Literatur:

- Mario Erdheim, Zur Problematik der Images von Familie und Kultur. In: Christine Borer/Katharina Ley (Hg), Fesselnde Familie. Tübingen 1991, 155-172.
- Marli Feldvoß, Liebe und andere Grausamkeiten. In: epd-Film 12. Jg., 3/1995, 33.
- Suzanne Greuner, Keiner liebt mich. In: epd-Film 12. Jg., 1/1995, 28f.
- Josef Natrup, Eine Ethik der Freiheit. In: Karl Ernst Wenke (Hg), Probleme sittlichen Urteilens, Bochum 1986.
- Trutz Rendtorff, Selbstbestimmung und Institution. In: ZEE, 38. Jg., 4/1994, 191.
- Hans Schifferle, Der bewegte Mann. In: epd-Film 10. Jg., 10/1994, 38.
- Yorick Spiegel, Hinwegzunehmen die Lasten der Beladenen. Einführung in die Sozialethik 1, München 1979.

Gesine Kleinschmit

Kommentar

Das dürfte tatsächlich kaum einer Kinogängerin entgangen sein: Es „boomt der Blick auf die Vielfalt der Beziehungskonstellationen. Heteros, Heteras, Schwule und Lesben treffen aufeinander“.

Der aktuelle Film ist ein ernstzunehmendes Gesellschaftsbarometer. Es lohnt sich, hier genauer hinzuschauen. Ich folge Ilona Nords Blicken.

Der erste Eindruck mag jeden aufgeschlossenen Geist erfreuen: Nein, nicht nur die althergebrachten Heteropärchen dienen als positive Helden, sondern auch die schwulen und (tatsächlich eher seltenen) lesbischen Bekannten und Liebschaften werden sympathisierend einbezogen. Ist damit dem emanzipatorischen Gedanken genüge getan? Ilona Nord macht in ihrem kurzen Überblick aufschlußreiche Beobachtungen:

- Schwule und Lesben treten selbstbewußt, attraktiv und engagiert auf.
- Sie nehmen des öfteren die Rolle der „wahren“ treuen Freund/innen der Heteros/as ein, unbelastet vom Beziehungsstreß.
- Handlungsmotivierend sind in den genannten Filmen (die durchaus repräsentativ sind für eine Reihe aktueller Produktionen) die Schwierigkeiten in den heterosexuellen Beziehungen, die entsprechend im Mittelpunkt der Filme stehen.
- Hingegen findet sich nirgends in zentraler Betrachtung „eine schwule oder lesbische Lebensbeziehung als Modell gelingender Lebensführung“.

Ilona Nord stellt daraufhin und nach Zitation Rendtorffs fest: „In dieser westeuropäisch-menschenrechtlich begründeten Anerkennung ‚schwuler und lesbischer Lebensführungen ... kommt m. E. gleichzeitig ein Argument repressiver Wirkung zur Geltung.“ Eine solche Anerkennung ermögliche zwar dem Individuum die freie Wahl der Lebensführung - und damit auch Gestaltung sexueller Neigungen - im jeweils privaten Rahmen; allerdings sei, nach Rendtorff, das Recht auf Selbstbestimmung in diesem Raum nicht notwendig „mit abstrakten Allgemeinheitsansprüchen ausgestattet“. Ilona schließt daraus: „‘Homosexualität‘ als solcher soll keine überindividuelle Bedeutung zugewiesen werden, denn schwule und lesbische Lebensgemeinschaften würden damit als überindividuell gültige und institutionsfähige Gemeinschaftsformen anerkannt.“ Einer solchen Anerkennung entgegen steht, wie Rendtorff ausführt, die Ehe als „Grunderfahrung der *conditio humana*“ und damit als Grundkonsens jeglicher Vergesellschaftung und Kultur. Damit beißt sich der Hund wieder einmal in den Schwanz, und wir dürfen froh sein, dem armen Tier einen freiliegenden Knochen anbieten zu können.

Ilona Nord hat auf die fehlende gesellschaftliche Erfahrung mit nicht-heterosexuellen Lebensgemeinschaften hingewiesen und außerdem auf die unübersehbare Gebrochenheit des Eheideals, die es zunehmend erschwert, dieses gegen seine real existierenden Abkömmlinge aufrechtzuerhalten. In Konsequenz dieser Argumentation erscheint es mir sehr einleuchtend, in die Diskussion um alternative Lebensgestaltungen und Gemeinschaftsmodelle eine Theorie der Kultur einzubringen, die die Familie als einzige Schablone und gültiger Maßstab relativiert, um damit einen - im positiven Sinne - kritischen Blick auf andere soziale Wirklichkeiten überhaupt erst lenken zu können und diese ethisch zu bedenken. Damit würde auch die Basis geschaffen für das von Ilona Nord unter Rekurs auf Yorick Spiegel geforderte Recht auf Solidarität bzw. Partizipation, welches die soziale Verantwortlichkeit schwuler und lesbischer Lebensgemeinschaften einfordert. Vielleicht würde ich an dieser Stelle die Forderung nach Solidarität mit der nach Partizipation nicht sofort gleichsetzen. Die gleichberechtigte Partizipation zuvor Ausgegrenzter setzt zwar eine Form der Solidarisierung voraus, die einen Ausweg aus der marginalisierten Stellung eröffnet; dann aber sind die vormaligen Randgruppen neu herausgefordert: Partizipation am öffentlichen Diskurs würde nun auch bedeuten, Rechenschaft abzulegen über sich selbst und im oben erwähnten Sinne „ethosfähig“ zu werden.

Schaue ich nun zurück auf die von Ilona Nord angeführten Filme, dann stelle ich fest, daß eine differenzierende und problemorientierte Auseinandersetzung mit schwulen und lesbischen Lebensgemeinschaften in diesen Kulturprodukten bisher noch nicht zu beobachten ist. Denn dies ist der zweite Schritt, dem die prinzipielle Anerkennung vorausgeht. Bisher werden die per Kamera emanzipierten Schwulen und Lesben doch noch weitgehend in ihrer Personalität klischeehaft reduziert - mit durchaus positiver (nämlich emanzipatorischer!) Tendenz: Sie sind der unerwartet gute Freund, der bessere Vater, die klügere Frau oder der schrille, aber originellere Typ. Seht doch mal her, lautet da die Botschaft, die sind doch gar nicht so ...

Gibt es den ganz normalen Schwulen, die ganz normale Lesbe oder höchstens den Typos, das Klischee? Aus der Perspektive des Kinopublikums sind die Nicht-Heteros immer noch „die anderen“ und keineswegs eine Variante des Allgemeinen. Wären Filme, die sich ernsthaft mit der wechselvollen Geschichte, dem Auf und Ab einer homosexuellen Beziehung beschäftigten, überhaupt marktfähig? Ein schwules/lesbisches Happy End im Sinne von „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“? Kaum wären solche Filme in den großen Kinos zu sehen. Man möchte einwenden, daß Schwule und Lesben tatsächlich eine Minderheit sind und deswegen nicht dieselbe Repräsentativität beanspruchen können - aber auch nicht dürfen. Es lohnt sich deswegen, die diskriminierenden Effekte einer solchen Situation zu bedenken. Das heterosexuelle Idealbild findet sich überall: in Film, Werbung, Mode ...

Wenn sich wirklich ein Wandel abzeichnen sollte, dann höchstens in bezug auf die Schwulenbewegung. Es ist interessant, daß die Männer hier inzwischen bei weitem selbstbewußter, ja Trend setzend auftreten; ganz im Gegenteil zur lesbischen Szene. Das wird gerade auch in den Filmen deutlich: Abgesehen davon, daß sowieso fast nur Schwule die gesellschaftliche Repräsentanz der Homosexuellen übernehmen, so weist ihre filmische Darstellung auch eine größere Breite auf: Möglich sind witzige, melancholische, aber auch ernsthaftere Varianten. Auf emphatische Anteilnahme mit den Problemen eines Schwulen ist nach meinem (begrenzten) Überblick am ehesten „Fresa y chocolate“ angelegt. Aber auch hier läuft eine heterosexuelle Beziehung parallel. Die Zumutung an das Hetero-Publikum hält sich in Grenzen - der Schlußhöhepunkt, die letzte, über den Film hinausweisende Einstellung auf der Leinwand zeigt doch noch immer nur Mann und Frau.

Wie sehen sich Lesben oder Schwule jene klassischen Romanzen an? Es handelt sich doch dabei ganz allgemein (eben klassisch) um Liebesfilme, kaum einmal mit einer Einschränkung (Hetero) gekennzeichnet. Die sich in solchen Wendungen ausdrückende Dominanz zu brechen, hieße, sich der Differenz bewußt werden; nicht nur aus der Perspektive der „anderen“, sondern auch - und dies ist wiederum eine ethische Herausforderung - von Seiten derer, die sich bisher unhinterfragt als das Allgemeine und Normale verstanden wußten. Eine solche Umbewertung beträfe nicht nur die Signifikanten auf der sprachlichen Ebene, sondern auch (unvermeidlich) Marktanteile und institutionelle Festschreibungen. Womit ich wieder bei Ilona Nords Schlußthese angelangt wäre. Sie weist auf die bisher weitgehend unverrückten „Bilder und damit die Wünsche an die eigene Lebensführung“ in Verbindung mit dem unverwüstlichen „Mythos des gelingenden Lebens in Ehe und Familie“.

Auch wenn in der gegenwärtigen filmischen Produktion durchaus eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Idealbildern deutlich wird, so frage ich mich doch, ob sich dahinter nicht nur der verzweifelte Versuch verbirgt, diese trotz aller gesellschaftlicher Widersprüchlichkeiten aufrechterhalten zu können.